

Eine feste Burg ist unser Gott.

Erzählung aus dem Kriege 1870-71 von
F. Steinbeck.

(Fortsetzung.)

Auf seinen Kreuz- und Querritten war das 8. Ulanenregiment gestern Abend in ein Dorf gekommen, das in Schloß Chaumont nur etwa zwei aufsteigende Meilen entfernt lag. Bei dem Namen „Chaumont“ war eine Flut von Erinnerungen in der Seele des jungen Offiziers aufgetaucht, welche schnell wechselnden Eindrücke des Lebens fast schon in Vergessenheit bracht hatten. Er sah sich wieder in Harmonium sitzen und zum Choral prälatieren, dann schwebte die Erinnerung der schönen Schloßfrau, wie in überirdischem Glanze umstrahlt, vor ihm auf. Nun sah er sich mit dem treuen Georg in die Nacht hinein-aloppieren, um Medizin für den kranken Knaben jener Frau zu holen, die lärmenden Auftritte des Böbels in jener Stadt und mitten dazwischen die imponierende Gestalt des Schloßherrn standen lebendig vor ihm.

Zuletzt sah er sich blutend und halb brennend vom Pferde sinken und 8 Tage später an der Bahre des muthersch erschossenen Schloßherrn die wunderschöne Frau, die es ihm angehan, in Wittventrauer vor ihm stehen. Als der junge Offizier so weit in seinen Erinnerungen gekommen, zog er, da er allein war, eine kleine Brieftasche aus der Brusttasche und schaute mit verklärtem Angezicht auf die mit gelber Seide dareingefickten Worte: „Eine feste Burg ist unser Gott.“

Aber gleichzeitig hatte sich auch lebhaftig die Gestalt seines treuen Georg vor ihm aufgefängt mit einem Gesichte, in dem eine flehentliche Bitte geschrieben stand.

„Was willst Du, Georg?“

„Herr Lieutenant!“

„Nun hier bis Chaumont sind es nur zwei Meilen und — — und — —“

„Und nun?“

„Und der Maire hier sagt, das Schloß ist in Flammen aufgegangen, die Franktireurs haben es angezündet und dann sind sie abgezogen. Die armen Frauenleute — verzeihen der Herr Lieutenant, daß ich die gnädige Frau Marquise so nenne, aber ich dachte —“

Der Lieutenant mußte lächeln, obgleich bei den Nachrichten aus Chaumont auch ihm fieberhaft geworden war.

„Nun, und was dachtest Du, Georg?“

„Daß ich mal rüber reiten möchte, wenn der Herr Lieutenant es erlauben,“ plätherte der ehrliche Burche heraus, flehentliche Blicke zu seinem Herren hinüberwendend, „u. nach dem rechten sehen. Gefahr ist gar nicht dabei, Herr Lieutenant, und ich nehme den Hildebrand mit, der geht gern mit mir. Wir wollen auch ganz vorsichtig sein, aber der Maire sagt, die Franktireurs seien alle abgezogen. Erlauben es der Herr Lieutenant mir!“

Hochfeld hatte das Ansuchen rundweg abgelehnt, denn er war sich seiner Verantwortlichkeit für das Leben der beiden Leute wohl bewußt. Aber Georg hatte nicht nachgelassen mit Bitten, und im eigenen Herzen hatte eine mächtige Stimme für ihn mitgeteilt, denn auch dem Offizier verlangte es gewaltig nach Auskunft über das Schicksal der Dame, die von Anfang an einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte und von der er meinte, daß sie als halbe Landsmännin ein besonderes Anrecht auf seinen Schutz habe. So hatte er endlich seine Einwilligung gegeben und gegen Morgen waren Georg und sein Freund, der Ulan Hildebrand, aufgefessen und in der Richtung auf Chaumont davongetragen.

Bald darauf hatte das Regiment Ordre zum Weitermarschieren erhalten und war zum blutigen Tageswert ausgezogen. Von den beiden Zurückgelassenen aber hatte im Laufe des Tages sich keiner wieder sehen lassen. Möglich, daß sie das Regiment nur verfehlt hatten, möglich auch, daß ihnen etwas Anderes und Schlimmeres zugestoßen war. Der Lieutenant mußte sich noch einmal schwer und bekümmert nach dem Schicksal des jungen Georg und sein Freund, der Ulan Hildebrand, aufgefessen und in der Richtung auf Chaumont davongetragen.

Bald darauf hatte das Regiment Ordre zum Weitermarschieren erhalten und war zum blutigen Tageswert ausgezogen. Von den beiden Zurückgelassenen aber hatte im Laufe des Tages sich keiner wieder sehen lassen. Möglich, daß sie das Regiment nur verfehlt hatten, möglich auch, daß ihnen etwas Anderes und Schlimmeres zugestoßen war. Der Lieutenant mußte sich noch einmal schwer und bekümmert nach dem Schicksal des jungen Georg und sein Freund, der Ulan Hildebrand, aufgefessen und in der Richtung auf Chaumont davongetragen.

Bald darauf hatte das Regiment Ordre zum Weitermarschieren erhalten und war zum blutigen Tageswert ausgezogen. Von den beiden Zurückgelassenen aber hatte im Laufe des Tages sich keiner wieder sehen lassen. Möglich, daß sie das Regiment nur verfehlt hatten, möglich auch, daß ihnen etwas Anderes und Schlimmeres zugestoßen war. Der Lieutenant mußte sich noch einmal schwer und bekümmert nach dem Schicksal des jungen Georg und sein Freund, der Ulan Hildebrand, aufgefessen und in der Richtung auf Chaumont davongetragen.

genüber hinreihen zu lassen, so bestand doch zwischen Offizier und Gemeinen Herr und Diener ein inniges Verhältnis, das man nicht anders als ein brüderliches bezeichnen konnte. Wenigstens war jeder von Beiden bereit, für den Anderen sein Leben einzusetzen, und der Feldzug hatte auch Beiden schon Gelegenheit gegeben, diese Gesinnung durch die That zu beweisen.

Pferdegepöhl u. Schnauben unterbrachen die Stille der Nacht und das Nachdenken des Offiziers. Gleich darauf meldete ein Gefreiter, das Pferd vorchriftsmäßig am Zügel, sich als von Patrouille zurück.

„Vom Feinde ist weit und breit nichts zu sehen. Die Dorfschaft vor uns, ungefähr einen halben Kilometer weit, ist unbesetzt. Hafer und Lebensmittel giebt es da genug.“

„Nun, und von Georg und Hildebrand?“

„Keine Spur, Herr Lieutenant.“ Wiederum seufzte der Lieutenant und gab dann dem Sergeanten Runze den Auftrag, mit sechs Mann, wenn es ohne Lärm und Alarmierung geschehen könne, einige Säcke Hafer und einige Brode in dem bezeichneten Dorfe zu requirieren.

Sergeant Runze mit seinen Leuten war davon geritten. Wiederum herrschte Dunkelheit und Stille ringsum, und der Lieutenant schickte sich eben an, die Ablösung der Posten vorzunehmen, hoch! — da fielen Schüsse, einer, noch einer! genau in der Richtung, wohin Runze geritten und in welcher das Dorf liegen sollte. Der Lieutenant horchte gespannt — sollten dennoch trotz jener Meldung Feinde im Dorfe gewesen sein? Dann hatte Runze gemessenen Befehl, sich sofort zurückzuziehen, jedenfalls mußte er sehr bald zurück sein oder doch Meldung schicken. Und richtig, da kam schon Pferdegepöhl die leichte Anhöhe herauf und eine gedämpfte Stimme fragte: „Wo ist der Herr Lieutenant?“

„Was giebt's, Rose?“ ruft der Lieutenant, der seinen Mann an der Stimme erkennt.

„Meldung von Patrouille. Sergeant Runze hat das Dorf von Franktireurs besetzt gefunden und läßt sagen, daß er sich wohlbehalten auf die Feldwache zurückzieht. Er muß so gleich hier sein.“

„Na, Rose, und wie steht's mit dem Probiant?“

„Gut, Herr Lieutenant. Wir haben gleich im ersten Gehöft vier Sad Hafer gefunden, den bringen sie mit.“

„Nun, das ist wenigstens Etwas. Sonst noch was Neues?“

„Ja, Herr Lieutenant. In dem Stalle, in den ich eingedrungen war, stand ein preussisches Ulanenpferd.“

„Rose, Kerl, sind Sie toll? — Ein preussisches Ulanenpferd?“

„Ja, Herr, es war unsere Mollh, ich habe es genau gesehen.“

Der Lieutenant schaute laut auf; die Mollh war das Pferd, das Georg bei seinem Fortzuge geritten hatte — so war der brave Burche in die Hände der Franktireurs gefallen, gefangen genommen oder schmählich getödtet, einen unruhlichen Tod durch Wüthenden Hand gestorben. Und wer war Schuld daran? Er, Hochfeld, er hatte seine Einwilligung zu jenem verwegenen Ritt gegeben, er war Derjenige, der die Verantwortlichkeit für das Geschehene ganz allein trug. Was nun? Sein erster Gedanke war, den Zug aufsitzen zu lassen und wie ein Sturmwind in das Dorf zu brauen, um wenn möglich, Georg und dessen Kameraden Hildebrand zu befreien, wenn das unmöglich, seinen Tod furchtbar zu rächen. Schon hatte er das Commando zum Aufsitzen auf den Lippen, aber der zweite Gedanke hemmte seine Stimme. Er dachte an seine Pflicht, die ihm befahl, auf den angewiesenen Posten zu bleiben und, wenn er angegriffen würde, sich langsam auf die Truppen hinter ihm zurückzuziehen, jede angreifende Bewegung aber zu unterlassen. Nein, die Feldwache durfte ihren Posten nicht verlassen, aber vielleicht konnte er selbst hinüberreiten, um sich Gewißheit zu verschaffen! — Auch das verwarf nach wenigen Augenblicken Nachdenkens sein Verstand. Einmal wäre es eine Pflichtvergessenheit sonders Gleichen gewesen, wenn der Commandirende einer Feldwache seine Stellung und seine Leute ohne den allerkräftigsten Grund verlassen hätte, sodann konnte es ihm und Georg, angenommen, daß dieser in den Händen der Feinde war und noch lebte, nichts nützen, falls er mittelbig sein Leben ein- und sich in Gefahr setzte, das Loos jenes zu theilen. Der Lieutenant kämpfte einen schweren Kampf zwischen Reizung und Pflicht, aber nur einige Augenblicke, dann siegte die

Lehtere. Seine Lippen murmelten: „Armer Burche, armer Georg!“ dann wandte er sich dem eben zurückkehrenden Sergeanten Runze und dessen Meldung zu.

Der alte, erfahrene Patrouillenfürer hatte sich dem Dorfe mit aller vorgeführten Sorgfalt und Vorsicht genähert, war aber, ohne etwas Verdächtiges zu bemerken, bis zu dem ersten Gehöft gelangt. Hier hatten drei seiner Leute das Fouragierwerk begonnen, während Runze selbst mit den zwei letzten im Sattel blieb und für alle Fälle den Rückzug deckte. Das war wahrscheinlich ihre Rettung gewesen. Denn schon nach zehn Minuten, als Runze zur Rückkehr drängte, waren plötzlich aus den Gebäuden vor ihnen jene Schüsse gefallen, die der Lieutenant in der Stille der Nacht vernommen, und wohl an 20 bis 30 Gesellen hatten sich den preussischen Reitern mit Geschrei in den Weg geworfen. Einige Säbelhiebe hatten die Bande gesprengt und die Bahn frei gemacht; dabei hatte Runze einen der lautesten Schreier an den Kragen gepackt und trotz allen Sträubens mit sich geschleppt. So waren sie unversehrt und unbehelligt mit guter Beute an Hafer wenigstens zurückgekehrt.

„Und der Gefangene? Sie haben ihn hoffentlich nicht laufen lassen?“

„Nein, Herr Lieutenant, den müssen Rose und die übrigen noch bei sich haben.“

„Führen Sie mir den Mann sofort hierher!“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“

„Apropos, Sergeant, was ist es mit der Meldung des Rose, daß er unsere Mollh dort im Stalle gesehen haben will?“

„Ja, Herr Lieutenant, gesagt hat er es mir auch. Das war aber gerade in dem Augenblicke, wo die Schüsse fielen, und da habe ich weiter keine Rücksicht darauf genommen.“

„Also doch! Schicken Sie mir den Franzosen!“

Der Mann wurde mehr herbei geschleppt, als geführt. Augenscheinlich befürchtete er, daß sein letztes Stündlein gekommen sei, und daß ihm im nächsten Augenblicke eine preussische Pistolenkugel das Hirn zerhacken würde. Sein Gewissen mochte ihm sagen, daß er solch' Schicksal verdient habe; jedenfalls stand er zitternd und zahnklappern — nicht vor Frost, denn der Schweiß troff ihm in Strömen von der Stirn — vor dem Offizier.

Daß dieser ihn in seiner Landessprache zwar kurz und gemessen, aber nicht barsch anredete, gab dem Franzosen einen Theil des Muthes zurück. Nun konnte er sich doch verteidigen, und alsbald sprudelte und haßte eine Fluth von Redensarten auf den Lieutenant ein, welcher dieser erst nach einigen Momenten wehren konnte.

„Monsieur, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, antworten Sie auf meine Fragen. Was sind Sie?“

„Mein Herr Commandant, ich bin Soldat, Franktireur der „Vengeurs de la patrie.“

„Also Mitglied jener Räuberbande, die den Marquis von Chaumont ermordet und sein Schloß angezündet haben.“

Der Franzose fuhr entsezt zurück. Solche Kenntniß ihrer Helldenkthaten hatte er nicht erwartet. Der Wirth sammelte er einige Worte. Der Lieutenant schneid ihm das Wort ab.

„Lassen Sie das. Sie sehen, ich bin gut unterrichtet. Ihr Leben ist mehr, als einmal verwirrt, und ich habe Befehl, jeden Ihres Gelichters sofort zu erschießen. Wollen Sie jedoch sich retten, so geben Sie mir wahrheitsgetreue Antwort auf meine Fragen. Vielleicht lasse ich dann Gnade für Recht ergehen und Sie laufen.“

„Fragen Sie, Herr Commandant.“

„Also Erstens: was ist aus der Frau Marquise von Chaumont geworden?“

„Sie hat mit ihrem Sohne und ihrer Dienerschaft geflüchtet, wie man sagt, nach Orleans hinein. Bestimmtes kann ich nicht sagen.“

„Hat Ihre Truppe gestern einzelne preussische Ulanen gesehen oder gar gefangen genommen? Sind diese todt oder lebendig in ihren Händen?“

„Aus den Augen des Franzosen sprach ein Strahl des Triumphes, den er sich selbst in dieser für ihn nicht sehr vortheilhaften Lage nicht verschaffen konnte.“

„Ja, gestern früh meldeten unsere Borposten, daß zwei preussische Ulanen sich dem Orte Chaumont näherten. Da wir dieselben für die Spitze einer größeren Abtheilung hielten, so schossen wir nicht, sondern beschlos-

sen, abzuwarten und nach Umständen zu handeln. Die beiden Ulanen ritten in das Dorf hinein. Sie mußten bekannt darin sein, denn ohne zu fragen, ritten sie vor das Haus des Maire, worauf der eine sich aus dem Sattel schwang und eintrat. Diesen Augenblick benutzten wir, um von allen Seiten hervor zu brechen. Das Pferd, auf dem der zweite Reiter saß, stürzte, von unseren Kugeln getroffen, zusammen, der Mann hätte sich auf das andere schwingen und davon galopiren können, aber offenbar wollte er seinen Kameraden in dem Hause nicht im Stich lassen. Beide suchten tapfer, und es gelang uns erst nach längerem Kampfe, sie gefangen zu nehmen und sammt dem einen Pferde gefangen fortzuführen.“

„Wohin?“

„Zunächst in jenes Dorf da unten, in dem unsere Compagnie die Nacht auf Wache bleiben sollte. Gegen Abend jedoch kam Befehl, die Gefangenen nach rückwärts abzuliefern.“

Der Lieutenant ahmete hoch auf — so war also Hoffnung vorhanden.

„Waren die Gefangenen bleibend?“

„Etwas wohl, doch nicht schwer, wenigstens konnten sie zu Fuß mit uns marschiren.“

„Und weh, glauben Sie, wird der Bestimmungsort der Gefangenen gewesen sein?“

„Orleans, ohne Zweifel, mein Herr. Alle unsere Gefangenen werden nach Orleans gebracht.“

„Ich darf mich auf Ihre Aussagen verlassen.“

„Auf Ehrenwort, Herr Commandant!“

Der Lieutenant lächelte ein klein wenig verächtlich. Die theatralische Bewegung, mit der der Franzose diese letzte Phrase begleitete, war charakteristisch für den Mann, wie für die ganze Gesellschaft — hohles, fables, für gewöhnlich gutmüthiges und unerschütterliches Volk, das aber zur Wessie wird, sobald man die Leidenschaften in ihm aufweckt.

„Sergeant Runze.“

„Herr Lieutenant!“

„Wir haben nicht einmal für uns etwas zu essen, geschweige denn für den Monsieur. Ich denke, wir lassen ihn laufen. Was ich von ihm wissen wollte, habe ich erfahren, und ich danke Ihnen, daß Sie mir den Mann mitgebracht haben. Nun aber — was sollen wir uns mit ihm schleppen.“

„Wie der Herr Lieutenant befiehlt.“

Dem guten Runze ging es offenbar gegen den Strich, daß er den Gefangenen, seinen Gefangenen, wieder laufen lassen sollte. Indessen — was war zu machen? So löste er denn den Strick, mit dem er fürsorglich die Hände des Franzosen auf dem Rücken zusammen gebunden hatte, und mit einem knurrenden „Bite, vite Monsieur!“ versetzte er ihm noch einen freundschaftlichen Rippenstoß, dabei in die Dunkelheit hinaus zeigend.

„Verstanden?“

„Ob der Franzose verstanden hatte! Mit einem Saue war er davon, auf Nimmerwiedersehen.“

Der Lieutenant blickte ihm sinnend nach.

„In Orleans also. Die Stadt umschließt nur die beiden Personen, an denen ich allein von den vielen Tausenden in Frankreich einen innigen Herzensanhalt nehme. Meinen guten braven Georg und . . . Herr Gott, führe uns bald nach Orleans hinein!“

Wir machen inzwischen von dem Vorrechte des Erzählers, seine Leser bald hierhin, bald dorthin zu führen, Gebrauch und eilen dem taktmäßigen, ruhigen und stürmisch aufzuhalten dem Schritte der deutschen Heere, so wie der strömenden Ungebulde des Herrn von Hochfeld voraus in das zum zweiten Male bedrohte Orleans. Meister Denfert hatte Recht gehabt. Wenn die frante Marquise und seine Tochter gehofft hatten, in Orleans und in seinem Hause Ruhe und Sicherheit zu finden, so waren sie von dem Regen in die Traufe gekommen. Die ganze Nacht vom 2. auf den 3. Dezember hatte das ungeordnete Zurückfluthen geschlagener und aufgelöster Heeres-theile von der Armeekorps nicht aufgehört. Meist waren es Mobil-tiere und Fronttireurs, die mit ihren Großhäten prahlend und leichte Verwundungen mit Brählerei zur Schau tragend die Gassen und Straßen mit wüstem Lärm füllten, sich den Bürgern ohne Quartier-Billiten, ohne Anweisung, einfach mit dem Rechte des Stärkeren in Haus und Hof in Quartier legten und stürmisch die beste Ver-wirkung und Pöge forderten. Sie hatten ja für das Vaterland gefochten und gelutet — wer wollte ihnen, so glorreichen Kämpfern für Frankreich,

etwas, und sei es sein Letztes, versagen? Daß sie dabei auf dem Rückzuge oder eigentlich auf der schimpflichen Flucht vor dem Feinde waren, hörte diese Maulhelden wenig, natürlich waren sie verrathen, sie hatten wie die Löwen gekämpft, aber die Verräther, ihre Offiziere, voran ihr Obergeneral, hätten sie an die „Maudits Prussiens“ verkauft. „An die Laterne mit ihnen! An die Laterne!“

So gestalte die ganze Nacht durch die Straßen von Orleans. Dazwischen kamen lange Züge von wüthlich und ernsthaft Verwundeten, Opfer der blutigen Kämpfe von gestern, sprengenden Erdmännchen und Adjutanten in die Stadt, verletzten Munitions-Kolonnen dieselben — kurzum es war ein tolles Treiben und ein Lärm, der selbst in die stille Krankenküche der Frau Marquise hinein schallte und die Kranken mehr, als einmal aus ihrem leicht-schlummer angstvoll emporstachelte ließ. Und hätte der Lärm auf der Straße sie schlafen lassen, so war die Lärmbildung im Hause selbst mehr, als genügend, ihre aufgeregten Nerven nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Denn um die Mitte der Nacht waren plötzlich 20 bis 30 unholde Gesellen dem Meister Denfert in's Haus gefallen, in denen er mit Schrecken seine alte Einquartierung erkannte. So schnell also waren seine Prophezeiungen in Erfüllung gegangen!

Denfert hatte gute Miene zum bösen Spiele gemacht und den lärmenden truntenen Menschen, die mindestens eine preussische Brigade ausgerieben, eine andere in die Flucht gejagt haben wollten, vorgelegt, was Küche und Keller bot. Doch damit waren sie nicht zufrieden und hatten sich selber auf die Suche nach Fleisch und Wein gemacht. Sie waren auch vor die verschlossene Thüre der Frauen gekommen und hatten Miene gemacht, dieselbe zu erbrechen. Doch da war ihnen Meister Denfert, den wüthigen Schmiedehammer in der nervigen Faust, entgegen getreten und hatte sie bedeutet, daß er dem Ersten, der es wage, frante Frauen in seinem Hause zu beleidigen und zu belästigen, den Schädel einschlagen werde. Das hatte gefruchtet; scheu war das Gefindel zurückgewichen und hatte sich mit andern um Erbeutetem vorläufig zufrieden gegeben. Aber sein Argwohn war erregt und witterte hinter den geschlossenen Thüren verborgene Schätze. Es war zu befürchten, daß bei der nächsten Gelegenheit und bei der geringsten Aufregung die gierigen Menschen Gewalt anwenden und an den wehrlosen Frauen ihr Muthchen küßten. Deswegen hatte Denfert sich schweren Herzens entschlossen, zwei der Mollhs, die noch am meisten Ansehen unter ihnen hatten, in die Stube einzuführen und sie durch den Augenschein zu überzeugen, daß nur zwei Frauen, davon die eine frant, und ein Kind sich hier verborgen hielten. Ob das Mittel helfen würde? Der Meister sah in dem kleinen Alkoven neben der großen Stube im Parterre, inmitten der Seingien — die Stube hatte er den Soldaten überlassen und sich auf den kleinen Raum zurückgezogen — und wünschte das Tageslicht heran.

Er sah in dem vom Großvater ererbten Sorgenstuhle, der heute seinen Namen mit mehr Recht, als je trug, die Hand auf dessen breite Lehne gestützt, und seufzte. Ach, er hatte recht Ursache dazu! Sein armes, heiliggeliebtes Frankreich, sein eigenes Schicksal und das der fremden, schönen, franten und unglücklichen Frau unter seinem Dache gaben ihm Grund genug. Was wird die nächste Zukunft bringen? Durch das Fenster schimmert das graue faule Licht des Dezembertages, auf der Straße war es still geworden. Wie ein überreizter Schlemmer allmählig in den Schlaf der Ermattung verjunkt, hatte Orleans nach den Lärmjahren und Orgien der Nacht endlich auf ein paar Stunden Ruhe gefunden. Denfert trat vor die Thüre seines Hauses, um die frische Luft des Wintermorgens einzuathmen.

Da gefellte sich seine älteste Tochter Marie, blaß, überwacht, mit hohlen Augen, in denen noch die kaum überstandene Angst lebte, zu ihm. Sie hatte geglaubt, die Stille im Hause benutzen zu können, um frisches Wasser am Brunnen für die Kranke holen zu können. Nun freut sie sich, den Vater vor der Thür zu finden und ihm kindlich danken zu dürfen für den kräftigen Schutz, den er ihnen, ihr und vor Allem der über Alles geliebten Herrin, hatte angezeihen lassen. Denfert fuhr lieblosend mit der breiten Hand über den braunen Scheitel seiner Ketteften, seines Lieblings, aber er sagte nichts, das Herz war ihm schwer, so standen sie Beide, Vater und Tochter, Hand in Hand und schauten ernst

und bekümmert die menschenleere Straße hinab.

Da hoch! Da schallen wohlbestimmte Töne gellend an ihr Ohr. „An die Laterne! An die Laterne mit den Prussiens!“ „A bas les Ulan!“ so johlte es und freucht es aus dem Vöbelhaufen, der sich jetzt um die Ecke wälzt. In der Mitte desselben sieht man einen Haufen bewaffneter Männer, die zwei gefangene Preußen, Ulanen, mit sich führen, nein! mit sich schleppen. Denn den Unglücklichen sind nicht nur die Kleider zum größten Theile vom Leibe gerissen und hängen in Fetzen herab, sondern auch Schläge und Prüffe sind auf sie herabgehabelt, daß das Blut von ihnen fließt und sie sich kaum noch auf den Füßen halten. Und noch immer ist die Wuth des Böbels nicht gestillt, noch immer drängen sich neue Radgierige heran, um die Erbitterung über das nationale Unglück an den Schuldlosen, aber ihnen preisgegebenen Leibern der beiden Prussiens auszulassen. Man sieht, die beiden Armeen müssen binnen Kurzem ihren Feinergern erliegen, sie werden zusammenstinken und das Volk, Männer u. Weiber, werden sie mit den Stiefelabsätzen zertreten und dann die zukende Masse an die Laternenpfähle hängen. Endlich muß der Ruf: „An die Laterne! noch einmal zur Wahrheit werden.“

Denfert will sein Kind in's Haus ziehen, um ihm den gräßlichen Anblick zu ersparen. Marie steht unbeweglich und starrt mit weit geöffneten Augen in die fürchterliche Scene. Alles Leben scheint aus ihrem Körper gewichen — aber endlich ringt es sich wie ein Schrei, der dem Vater durch's Herz geht, von ihren Lippen. „Vater, das sind die „Vengeurs de la patrie“, und der, o Gott, Vater! sieh, das ist der muthige Burche, der Ulan, der mit seinem Herrn sein Leben für unsern kleinen Gasten gewagt hat. Wie kommt er hierher? O Gott, Vater, rette ihn.“

Die Stimme des Mädchens klang flehentlich — mit einem Blicke über-schaute Denfert die Lage und der Beschluß, den Feinden womöglich das Leben zu retten, stand bei ihm fest. Aber wie? Mit Gewalt war hier nichts auszurichten — nur List konnte helfen. So schob er sein Kind in das Haus hinein, dessen Thür er ihm verschloß. Dann stand er mit ein paar großen Schritten vor der wild erregten Menge.

„Mithürger! Franzosen!“ hallte seine mächtige Stimme über den Lärm hin, „ich begrüße im Namen Frankreich's seine heimkehrenden, wackeren Streiter. Denn daß Ihr solche gewesen seid und noch seid, das beweisen die Gefangenen, die Ihr mit Euch führt. Das also sind die gefürchteten Ulanen! Laßt mich doch auch einmal die schrecklichen Feinde Frankreich's ein wenig näher betrachten.“ Damit hatte er sich Bahn durch die aufstrebende Menge gebrochen und stand nun unmittelbar neben Georg, denn dieser war wirklich einer der unglücklichen, beiden Gefangenen, sein Kamerad, der den Lesern auch schon bekannte Hildebrand, die beiden Opfer ihres allzu

teden Bagemuthes.

Der Böbel hatte dem Meister Denfert, den die meisten persönlich kannten, und der als wohlangesehener Bürger unter dem Volke der Vorstadt in hohem Ansehen stand, bereitwillig Platz gemacht. Sie wußten ja, der Mann war ein glühender Patriot. Offenbar freuten sich die meisten darauf, daß Denfert ihnen einen Extraspaz machen und einen oder beide Prussiens vor ihren Augen mit seinen gewaltigen Faustknäueln erschöpfen über-schneitigen Gestaltfrisch ausführen würde. So jubelten sie ihm denn mit lautem „Vive Denfert! Vive pere mar-chal!“ zu und als er wieder zu sprechen begann, ging es „silence, silence pour pere Denfert!“ durch die Men-

ge.

„Mithürger!“ begann Denfert wieder. „So also sehen diese Unholde aus? Ich muß gestehen, ich habe sie mir schredlicher gedacht, als diese halb-flügeligen, schwarzweissen Täubchen. Sie, sie scheinen mir hübsch kirre-zu sein — ich denke, wir drehen ihnen ganz den Hals um!“

„Bravo, bravo!“ scholl es aus der Menge. „Vater Denfert weiß Bescheid, wie man mit den Prussiens umgeht. Dreht ihnen den Hals um!“

„Doch halt, Bürger und Bürgerinnen!“ rief Denfert und wehrte die An-drängenden von den Gefangenen zurück. Auch ein Prussien soll nicht sagen, daß er seinen Richter in Frankreich gefunden hat. Halten wir einen Kriegsgrath über sie und beurtheilen sie nach aller Form Rechtsens!“

„Bravo, bravo!“

(Fortsetzung folgt.)